

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 163.

Samstag, 15. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(25. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Henrika erfuhr durch Kunstmännchen, als er ihr eines Tages in Haralds Auftrag ein Paket Blicher überbrachte, daß dieser einen Ohnmachtsanfall gehabt hätte. Sein erschrockener Diener hatte den Arzt herbeitelephoniert.

Am Nachmittag am folgenden Tage trafen sich Henrika und Harald im Dommuseum. Es war an einem Donnerstag, wo es für jedermann freien Eintritt gab. Da die Säle dann stets stark besucht waren, so verschwand das Paar in der Menschenmenge.

Draußen blaute ein lichter Vorfrühlingslag.

Schnelle Wolken jagten dahin, dem nahen Strome zu.

Henrikas Herz schwoll in heißer Sehnsucht danach, in die Ferne zu ziehen. Das Leben hier in der entzückenden, alten Stadt, die sie sehr lieb gewonnen hatte, beengte sie doch auf die Dauer.

Verschiedene Intrigen beim Theater, die sich in gehässiger Weise gegen sie richteten, schufen ihr mitunter böse Stunden. Es ging doch nicht, sich über alles souverän hinwegzusetzen. Es schritt sich wahrlich nicht leicht und unangefochten auf dem Wege der Kunst dahin, auch war sie noch kein so strahlendes Licht am Kunsthimmel, daß sie weder die Kritik, noch sonstwie die öffentliche Meinung nicht zu scheuen brauchte. Sie fühlte instinktiv, daß etwas Feindliches gegen sie am Werke war, sie wie mit unsichtbaren Näden umgarnte. Sie wußte selber nicht, was es war, doch sie hatte jezt wiederholt ein großes Angstgefühl vor der Zukunft. Sie hätte sich am liebsten von allem hier losreißen mögen. Frei und stolz hatte sie sich damals gedünkt, als sie von den Grönings gelobt war, und nun war sie wiederum eine Beute beängstigender Empfindungen geworden, sah sich in unentrinnbare Wirrsale verstrickt.

Sie klammerte sich an die Hoffnung, daß ihre Ehe mit Harald der rechte Hafen für sie sein würde. Sie liebte ihn ja doch, glaube wenigstens, ihn zu lieben. Doch hatte sie in letzter Zeit oft innerliche Kämpfe zu bestehen. Es fiel ihr so namenlos schwer, ihre Kunst aufzugeben. Sie hatte selber soviel Freude an ihrer glühend hellen Stimme, und wenn sie eine Rolle spielte, dann gab sie immer sich selbst, vergaß alles andere um sich herum. Würde nicht am Ende dermaleinst der Tag für sie kommen, wo sie sich reuevoll sagen würde: „Das Opfer, das du Harald zuliebe gebracht hast, war zu groß. Die Bretter bilden deine Welt, die du nicht entbehren kannst.“ Und im besten Fall würde sie in Haralds Familie eine Geduldete sein — diese Überzeugung verschärfte alles bei ihr.

Schweigend, jeder von seinen eigenen Gedanken ganz hingenommen, waren Henrika und Harald bis in das oberste Stockwerk des Dom Museums emporgestiegen, wo sich am Ende einer Zimmerflucht das sogenannte Vergenische Zimmer befindet, das Erinnerungen an jene Zeit umfaßt, wo die Lübecker Handels-treibenden gefährvolle Fahrten nach Vergen unter-

nahmen und dort eine blühende Kolonie gegründet hatten.

Mitten auf einem altertümlichen Tisch lag ein uraltes kaufmännisches Hauptbuch breit aufgeschlagen.

Henrika blickte auf die vergilbten Blätter, die altmodischen, verschnörkelten Schriftzüge — „Respekt vor der alten Tradition!“ Sie begriff mit einemmal, daß die Nachkommen alter, stolzer Familien auch Verpflichtungen gegen ihren Namen, ihr Haus besaßen.

Es war ihnen nicht gleichgültig, durfte ihnen nicht gleichgültig sein, wie und von wo sie sich ihre Frauen, die Mütter ihrer Kinder, die ihr Geschlecht fortpflanzen sollten, holten.

Henrika und Harald waren allein im Gemach. Hier oben herrschte eine halbe Dämmerung. Die Märzsonne hatte sich hinter leichtem Gewölk verborgen.

„Gib mich frei, Harald!“

Henrika erschrak selber über den Klang ihrer Stimme.

Mit einem Schritt war er dicht neben ihr. Seine Gesichtszüge waren grünlich blaß in der matten Beleuchtung. Henrika bemerkte, wie sehr seine Schläfen eingesunken waren. Eine plötzliche wahnsinnige Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. „Nein, — nein“, schrie es in ihr auf, „ich kann ihn doch nicht verlieren, ich kann nicht ohne ihn sein.“

„Sag' das nicht noch einmal, Henrika.“

Haralds Stimme klang unnatürlich heiser — oder war es die Klangwirkung hier in dem dümmrigen Gemach, wo die altertümlichen Gerätschaften den beiden jungen, erregten Menschenkindern seltsam fremdartig entgegenstarrten?

„Du weißt, ich kann nicht ohne dich sein, Henrika, warum quälst du mich mit solch grausamen Scherzen?“

Seine heißen Blicke bohrten sich in die ihren, seine Rechte umspannte mit leidenschaftlichem Druck ihr feines Handgelenk.

„Harald, hör' mich an: Die Deinen werden niemals mit unserer Heirat einverstanden sein, und ich will — ich darf dich nicht deiner Mutter und deinem — Bruder entfremden.“

„Wenn du dich von mir lössagst, Henrika, dann hat mein Leben weiter keinen Wert für mich. Ich liebe dich mehr als Mutter und Bruder, das weißt du ja selber, ich brauche dir's nicht erst zu schwören. Vergib mir, daß ich dir diese Wartezeit zumute, ich wollte, ich käme schneller zum Ziel, zu einer endgültigen Entscheidung. Nur wenige Wochen noch gedulde dich, Henrika.“

Seine Stimme war so weich, so flehend, sein schmales, schönes Gesicht flammte in einer fieberhaften Röte, seine Hände zitterten.

Liebe und Mitleid überragten alles andere in Henrika. Etwas Mütterliches, Beschühendes stieg bei Haralds Anblick in ihr auf. Sie lehnte sich einen Augenblick lang an seine Schulter, mit ihrem linken Arm seine andere Schulter leicht umfassend. „Ja, ja“, flüsterte sie, „es sei so, wie du es willst, Harald, alles wie du willst.“

Eine tiefe Mutlosigkeit lag in ihrer Stimme, aber er hörte nur das eine heraus: daß von keiner Trennung mehr bei ihr die Rede war. Stürmisch küßte er ihre Hände.

Ein Sonnenblick fuhr jäh in das Gemach und ließ die alte Jahreszahl im dicken Hauptbuch der Bergenschen Kaufleute auf dem vergilbten Blatt deutlich hervortreten.

Eine Woche vor der Löhnstädtischen Silberhochzeit nahm Harald auf einen ganzen Tag offiziell Urlaub und fuhr nach Hamburg, um, wie er dem Konsul gesagt hatte, sich dort eine zum Verkauf stehende Segeljacht anzusehen.

Henrika sah ihn am selben Abend auf seinem gewohnten Platz im Theater.

Seine ungewöhnliche Blässe fiel ihr sofort auf.

Er wartete wie immer auf sie und Schimmelschen vor dem Theater und begleitete sie bis an ihre Haustür. Bevor er ihr dort Lebewohl sagte, nahm er ihr noch einmal das Versprechen ab, am nächstfolgenden Tage mit ihm eine Autofahrt zu machen. Er hielt sich ein Mietauto, das stets zu seiner Verfügung stand.

Henrika hatte sich lange bitten lassen, bevor sie in diese Fahrt zu zweien in die nahe Umgebung der Stadt eingewilligt hatte. Doch als sie gemerkt, daß die langausgedehnten Spaziergänge Harald ermüdeten, daß sich gar auf ihnen hier und da sein Kopfweh eingestellt hatte, da war sie, ohne weiter viel nachzudenken, damit einverstanden, daß er sie in dem schmutzen kleinen Auto abholte.

Es war ja schließlich gleichgültig — über sie beide wurde doch noch mehr als genug geredet.

Henrika lag lange schlaflos in dieser Nacht.

Haralds Art war so eigentümlich gewesen; sprunghaft lebhaft, und dann war er ganz plötzlich verstummt, so, als käme er über einen schweren, sorgenvollen Gedanken nicht hinweg.

Henrika trug ein Frühlingskostüm aus weißem Wollstoff und einen großen, weißen Hut mit langherabwallender, weißer Feder, als sie am frühen Nachmittag an Haralds Seite auf dem Wege, der nach Schwartau führte, dahinfuhr.

Sie sah so wunderhübsch aus in dem fleidsamen Kostüm, daß er seinen Blick nicht von ihr abwenden konnte.

Er würde sie sich von nichts und von niemand entreißen lassen — mochte Bruder Fred auch Himmel und Hölle in Bewegung setzen. Auch das drohende Gespenst, das ihn in der letzten Zeit so oft gequält hatte, schreckte ihn heute nicht.

Er war wie in einem Rausch. Im Frühlingsrausch. Überall spürte man hier draußen den Frühling; an den frisch beackerten Feldern — aus den Rehlen der jubelnden Bögel klang er einem entgegen — Sonne, wohin sich der Blick wandte.

Harald hatte mit Absicht Schwartau als Ziel der Fahrt gewählt, den Ort, wo er Henrika zum allererstenmal begegnet war. Sie empfand, ohne daß er ihr eine Andeutung gemacht hatte, daß er mit dieser Fahrt heute einen bestimmten Zweck verband.

Angesichts der hellen Frühlingslandschaft kam eine weiche, träumerische Stimmung über sie.

Unter den entlaubten Baumkronen des Niesebuschs, des malerischen Waldes, wo die Buchen im Sommer ihre Zweige so dicht zueinander neigen, daß man im grünen Dämmer über den weichen, rotbraunen Waldboden dahinschreitet, gingen Henrika und Harald Arm in Arm.

Auch hier überall Frühlingsdasein. Das Rauschen der Äu drunten auf der Wiege, das Murmeln der Quelle, wo sich die kleine Brücke über den Weg spannte.

Sie fanden einen Platz auf der Waldhöhe, von wo aus man den Blick bis zum sogenannten „Sorgenbusch“

hatte. Harald hatte Henrika gelegentlich von diesem Busch erzählt: man war wie verzaubert, wenn man seine Schritte dort hinein gelenkt hatte, es war immer, als ginge jemand hinter einem drein, und wenn man sich umwandle, so war — niemand da.

Träumerisch schaute Henrika in das tiefe Tal hinab.

War sie denn nicht auch wie verzaubert? Immer hatte sie die Empfindung, als schreite ein schicksalsschweres Verhängnis auf sie zu — und wenn sie es mit nüchternen Blicken betrachtete, so waren alles bloß Ausgeburten ihrer lebhaften Phantasie.

Leise, ganz leise und melodisch läuteten die Herdenglocken drunten in den Koppeln — dann plötzlich durchschnitt ein lauter Pfiff die Stille. Drüben auf der Eutiner Straße jagte ein Eisenbahnzug dahin.

Da packte Henrika wiederum die unbezwingliche Sehnsucht, wie gestern im Bergenschen Zimmer: „Wer doch hinausfahren könnte ins Leben — ohne rechtes Ziel, nur dem Wunsch des Augenblickes gehorchend“, sprach sie unwillkürlich leise, wie zu sich selber redend, wor sich hin.

Da ergriff Harald sanft ihre Hände, führte sie zu einer Bank dicht am Rande des Abhanges, der von kahlem Strauchwerk, an dem die Knospen aber bereits geschwollen, bestanden war.

„Komm, Henrika, ich muß mit dir reden.“

Und dann, ihre Hände fest in den seinen haltend, sagte er ihr alles.

(Fortsetzung folgt.)



So mancher meint ein gutes Herz zu haben und hat nur schwache Nerven.
M. v. Ebner-Eschenbach.

Brief vom Niederrhein.

Im Hofgarten zu Düsseldorf steht eine Riesengruppe aus weißem Marmor von ergreifender Schönheit. Sie ist den gefallenen Helden des Krieges 1870/71 gewidmet. Auf dem Lager ruht ein sterbender Achill, das Haupt gesenkt; ein Löwe in frohstrotzender Gestalt legt sich hart an den Sterbenden, den Blick wie in Tränen auf ihn gerichtet. Hohe Bäume, blühende Büsche, in frischem Grün, umkränzen die ergreifende Gruppe, unter der man die Worte liest:

„Ruhm ward dem Sieger genug und Jauchzen und grünender Lorbeer,

Tränen, von Müttern geweint, schufen dies steinerne Bild.“

In tiefer Trauer, eingedenk der Jetztzeit, ruht erschüttert das Auge auf dem weißen Stein. Kleine Knaben schaukeln auf den das Denkmal umgebenden Ketten, Kinder, die dem Vaterland geschenkt sind für jetzt Verlorene. Auf den Zeichen ziehen Schwäne ihre stillen Kreise im Frühlingssonnenglanz, ein Bild tiefsten Friedens. . . .

Frische Gegenwart, freudiges Leben lacht uns aus den grün umwaldeten Straßen und Plätzen Düsseldorfs entgegen. Am eisernen Löwen spielt eine Militärkapelle, viel weibliche Jugend und Schönheit in duftigen, freundlichen Gewändern hat der Sonnenschein hinausgelockt. Etwas Hoffnungsfrohes liegt auf den Gestalten! In solchem Augenblick kann man sich fast der jetzt so angefeindeten Tracht freuen, die sagt: wir sind ja nicht die Besiegten, wir sind die Sieger, und können dies auch äußerlich in unserem Gewande zeigen, wenn es sich deutschem Sinn und deutschem Maße anpaßt. Dies schien mir hier der Fall. Wo der Rhein fließt, da ist auch deutsches Wesen und deutsches Gemüt.

Mit tieferer Inbrunst wie dieses Mal habe ich ihn nie wieder gesehen! Ein namenlos stolzes Gefühl schwellt die Brust, und jauchzend klingt uns die Weise aus dem Rauschen des Wassers auf: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.“ Sie haben ihn uns neu gewonnen, die Tapferen da draußen; ihn, der uns Grüße bringt von Friedrichshafen, von der alten Feste Stralsburg, und seine Wellen der Maas vereint, dem Strom der blutigen Kämpfe um Deutschlands Freiheit und Größe.

Die wiesenreichen Lände, auf denen buntgedriges Vieh weidet, sind mit ihren zahlreichen, unter hohen Bäumen stehenden kleinen Gehöften von besonderem Reiz. In die Stille tönt das Läuten und Pfeifen der Fabriken, reger Fleiß rührt sich unaufhaltsam weiter. Buntbewimpelte Dampfer mit Musikkapellen ziehen in diesen leuchtenden Frühlingstagen auf dem Strom! Ein Rüberschwenken hinüber und herüber. Unter der fast hart am Ufer stehenden alten Burg in Königs- werth schaukeln sich Rachen auf dem Wasser, in denen frische, fröhliche Jugend rudert.

Auch an den regenreichen, kalten Tagen war er von stets gleicher Schönheit, der Rhein, wenn die Sonne in vergehender Pracht durch Regen und Gewitterwolken goldene Lichter auf den Wasserpiegel warf; und gar wenn aus den sturm- gepeitschten Wassern unsere alten Helden- und Göttersagen heraufstiegen.

Fronleichnam ist in der katholischen Gegend des Rheins der höchste Festtag, der nach der ernstesten kirchlichen Feier vollste Lebenslust atmet. Durch Straßen, die mit grünem Laub aus- gestreut sind, zieht der fast endlos scheinende Zug der Pro- zession: Voran schreiten die frommen Frauen, die Nonnen. Am Finger tragen sie den Ring der Christi verlobten Bräute, auf der Brust des schwarzen Gewandes ist rot das dornen- umwundene Kreuz gestickt. Auf dem heiligen Antlitz, in den Augen liegt ein lieber, demütiger Ausdruck. Scharen zarter Kinder folgen in weißen Kleidern, Blumenkränze im Haar. Englein sind dabei, denen das Gewand bis auf die Füße reicht mit zierlichen Flügeln aus weißen Federn, im blond wallenden Haar ein goldenes Krönlein, wonniglich an- zuschauen, Blumenkörbe, Lilienstengel oder goldene Schäflein auf einem Rissen vor sich hertragend. Drei- bis vierjährige Knaben, in blauen Kitteln mit weißen Spitzen, haben an blauen Bändern Schellen am Hals, die lieblich klingen. Rot- gekleidete Chorknaben schwingen Weihrauchgefäße und halten Kerzen an hohen Ständen, sie schreiten zu Seiten des hohen roten Baldachins, unter dem die Priester in prunkvollen Ge- wändern schreiten und das Heiligste, das Sakrament, in kost- barem Gefäße tragen. Ganze Vereine beteiligen sich im Zuge. Heilige Gebete werden gesprochen! Gesänge mit Posaunenbegleitung durchgittern die Luft, vor den in den Straßen aufgestellten Altären wird der knieenden Menge der Segen erteilt.

Stille Straßen tragen ein freudig buntes Bild! In den Fenstern sind kleine Altäre errichtet, mit Liebe ausgeschmückte Bildwerke vom Heiland, mit Blumen umwunden, das flammende goldene Herz auf der Brust, stehen darauf. Das Zeichen des Lammes sieht man überall. Fähnlein in allen Farben ziehen sich von einem Haus zum anderen und die unter ihnen schreitende Menge liest sinnvolle Aufschriften. An diesem sonnendurchleuchteten Junitage mag mancher innige Wunsch zum Himmel aufgestiegen sein: Ach, liebe Sonne, bleibe nun und leuchte uns hier im geliebten Rheinland und überall in den deutschen Gauen. Nicht gut hast du's bis jetzt mit uns gemeint, die Erdbeeren sind am Stengel gefault, die Rirschen sind nicht gereift und die Bohnen haben gelbe Blätter statt Blüten. Alles harret auf dich. Das Getreide sehnt sich der Reife und Ernte entgegen. . . . Nach' es gut mit uns, liebe Sonne, und hilf uns durchhalten und siegen. E. P.



Aus der Kriegszeit.

* Gefrierfische. Die gegenwärtigen Lebensmittelverhält- nisse erfordern nicht nur besondere Sparsamkeit in bezug auf die frischen Fleischvorräte, sondern auch eine gutausgebildete Technik zur Konservierung von Vorräten für die Zukunft. Darum spielt im Kriege auch das Gefrierfleisch eine beson- dere Rolle, dem sich nunmehr der Gefrierfisch zugesellt. Die Konservierung von Fischen durch Gefrieren gestattet die An- sammlung reicher Vorräte, die mit dazu bestimmt sind, die Zukunft zu sichern. Da bisher verschiedene Arten der Kon- servierung von Fischen gebräuchlich waren, wurden im Auf- trag der Zentraleinkaufsgenossenschaft durch den Spezialisten für Kältetechnik, Prof. Dr. Blau, den Fischerei-Sachverständigen Professor Eichenbaum und den Physiker Dr. Reuter ein- gehende Versuche über die zweckmäßigste Konservierung von Fischen durch Kälte angestellt. Einem Bericht über das Er-

gebnis dieser Versuche in der „Umschau“ entnehmen wir, daß das schnelle Einfrieren von Fischen in ungefüllter Koch- salzlösung erheblich vorteilhafter ist als das bisher vielfach angewandte Einfrieren in Luft. Während beim langsamen Einfrieren in Luft die Muskelflüssigkeit außerhalb der Muskelfasern in Zwischengewebe erstarrt und so eine starke Auflockerung des Gewebsverbandes verursacht, fällt diese Er- scheinung beim schnellen Einfrieren durch das Erstarren der Muskelflüssigkeit innerhalb der Muskelfasern fort. Besonders vorteilhaft erscheint das Einfrieren der Fische in Kochsalz- lösung darum, weil dabei kein nennenswerter Gewichtsverlust zu beobachten ist, während der Gewichtsverlust beim Ein- frieren in kalter Luft 3 bis 6 Prozent beträgt. Außerdem ist die Gefrierdauer in Kochsalzlösung ungefähr 20mal kleiner als in Luft. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Fische gerade beim Einfrieren möglichst frisch sein sollen und daß größere Exemplare vorher ausgeweidet werden müssen. Der Geschmack der Fische wird durch das Auftaueverfahren nicht wesentlich geändert, weshalb das ebenje billige wie ein- fache und schnelle Auftauen in kühlem Wasser am zweck- mäßigsten erscheint. Nach dem Auftauen sollen die Fische möglichst bald ausgeweidet werden, da sie sich dann bei unge- fähr gleichen Aufbewahrungsbedingungen ebenso lange, ja häufig noch viel länger halten als frische Fische, die nicht ge- froren wurden. Besonders ist auch auf eine schonende Be- handlung der Gefrierfische beim Transport zu achten, die sich auch beim Auftauen und der Zubereitung empfiehlt, damit größere Verluste an Fleischsaft vermieden werden.

Nächtlicher Fliegerangriff. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Der Tag ist zur Rüste gegangen. Das äußere Leben der französischen Kleinstadt irgendwo hinter der West- front ruht. Nur die Schritte der Patrouillen dröhnen übers Pflaster. Ab und an jagt ein Kraftfahrzeug in gewissenhaftem Fluge durch die Straßen. Dann wieder idyllische Ruhe. Die dunkle Nacht ist gekommen und hüllt Freund und Feind in ihren wohlthuenden Zauber ein. Glücklich derjenige, der nach monatelangen Strapazen einmal wieder in einem rich- tigen, weichen Bett schlafen kann. Behaglich dehnt und streckt man die Glieder; die Gedanken kommen und gehen und wandern in die Heimat; leise naht der Traumgott und malt dem Schläfer liebliche Bilder. . . . Da — — — was ist das! — — — ein heftiges, frackerndes Getöse läßt den Schläfer steil in seinem Bette auffahren. Ein donnerndes Gelärme erhebt sich in der Luft und hallt schaurig die engen Straßen der Kleinstadt entlang. An der Klugfarbe der Abschlüsse erkennt man die Sprache der Flugabwech- sionen. Ein feindliches Luftgeschwader wuh im An- rücken sein! Jetzt bellern die Abwehrgeschütze von allen Seiten. Von überall her donnert und kracht es. Man sieht am dunklen, sternbesäten Nachthimmel das feurige Blasen der Schrapnells, über sich, vor sich, neben sich. Und jetzt hört man auch deutlich das eintönige Surren der Propeller. Hoch oben in der Luft zieht der Feind heran, um vielleicht einige Bomben auf die Stadt zu werfen, auf eine Stadt, die von Tausenden friedlichen Bürgern bewohnt ist. Es sind Bürger des alliierten Landes, aber was sieht das den Engländer an, dessen Geschichte doch weiter nichts ist als eine fette Kette der blutigsten Grausamkeit. . . . Alle Fenster sind geöffnet. Weiden Gesichtes starren die Leute heraus, gestikulieren und schwagen. Es sind keine freundlichen Worte, die man dem „Verbündeten“ entgegenschleudert, denn diese Franzosen kennen die Engländer und ihre Heimtücke. Auch in meinen Quartier rennen die Leute angstvoll zu Haus. Mitten durch die verhaltene Unruhe, die von Todesfurcht zeugt, höre ich plötzlich das angibtalle, wimmernde Aufschreien eines Kin- des. Es ist mir, als ob durch den Mund dieses unschuldigen Menschleins eine furchtbare Auflage die Leuten entgegen- geschleudert wird, die den Krieg auf die grausamste Weise, entgegen allen Menschlichkeitsgesetzen, führen. Und ich denke an mein eigenes Kindlein daheim, das derweilza ruhig im Arm der Mutter schlafen kann, weil das tapfere deutsche Heer den blutgierigen Feind ferngehalten hat von unseren Gauen. Mitten in dem Dorrer und Bekraße steigt ein Dankgebet empor. Wenn ihr in der Heimat die blutigen Schrecken des Krieges kennen würdet, ihr würdet manche fleinsten Gedanken und Wünsche ablegen; auf den Knien müßt ihr jeden Tag aufs neu: Gott und eurem vateren Heere dafür danken, daß der Krieg nicht in deutschen Lan- den ausgetragen wird. . . . Das Donnern des Abweh- geschütze wird geringer. Da blicken von hier und da die Säpina-

werfer auf und bedecken mit ihrer Niesenzunge den nächtlichen Himmel. Die Luftpolizei ist es, die das Firmament nach dem generischen Geschmeiß absucht. Ein graulich schönes Bild! Ab und an noch ein Schuß. Dann ist mit einem Male aller Lärm verstummt, wie er jäh gekommen war. Diese plötzliche Ruhe kommt einem unheimlich, gespenstisch vor; man kann sich so recht nicht davon gewöhnen. Und richtig: noch einer Stunde — man ist eben wieder eingeschlafen — derselbe Höllelärm, dieselbe Anruhe in der Stadt. Und noch ein drittes Mal, gegen Morgen hin, versucht der Feind seinen hinterlistigen Angriff. Wenn dann der Tag herankommt, wenn dann der Bürger aus dem Hause heraustritt, dann reißt er sich verwundert die Augen. Noch lebt er und kann das Tageslicht schauen. Und dankbar blüht er — der Franzose — auf die deutschen Feldgrauen, denn ihrer Wachsamkeit verdankt er sein Leben. . . . Wie aber, wenn es dem Feinde gelungen ist, heranzukommen und einige Bomben auf eine Stadt zu werfen . . . Welche „Kekentat“ hat er dann vollbracht? Unsere Oberste Heeresleitung meldet ja häufig genug davon. Militärischer Schaden wurde nicht angerichtet, heißt es, aber so und so viele französische Zivilisten wurden getötet oder verwundet. Das sind dann die „Sedentaten“ der Engländer. Die französische Regierung aber mag sich bedanken bei den „Alliierten“ für diese merkwürdigen Freundschaftsbeweise. (Zent. An.)

Der Wesen des Admirals Jellicoe. Dem Befehlshaber der englischen Seestreitkräfte in der Seeschlacht von Jütland begegnete vor etwa einem halben Jahr eine merkwürdige Sache, die durch seine Niederlage bei Hornschiiff tragi-komische Bedeutung gewinnt. Gegen Weihnachten wurden ihm aus besonderem Anlaß allerhand Ehrungen erwiesen, darunter auch aus Südafrika, wo man in europäischer Geschichte nicht eben taktfest zu sein pflegt. Die treuen Südafrikaner hatten Sir John Jellicoe, um ihn ganz besonders zu erfreuen, einen Wesen gesandt, den sie auf einem Schiffe „Inflexible“ in der Nähe der Treppe zu den Admiralsräumen besessigen ließen, worüber er sich sehr erfreut zeigte. Der Wesen sollte an einen alten Spott erinnern, den ein Seeboss dem anderen in den Kämpfen des 17. Jahrhunderts angetan hatte; ein Admiral des einen Volkes fuhr mit einem Wesen am Mast durch den Kanal, um dem Admiral und den Schiffsbesatzungen des anderen höhnisch zu zeigen: so rein von ihnen wolle er den Kanal fegen. Das Wesch der guten Südafrikaner war nur das, daß jener Admiral, der mit dem Wesen am Mast nach einer siegreichen Seeschlacht durch den Kanal fuhr, keineswegs Engländer gewesen war. Vielmehr war es der Holländer Tromp. Es geschah in den Kämpfen der Niederlande und Englands im Jahre 1652, in denen es Tromp gelang, die Engländer unter Blake am 10. Dezember 1652 bei den Downs zu schlagen. Um den Spott zurückzugeben, besetzte der englische Admiral Blake auf dem Hauptmast seines Admiralschiffes eine Peitsche. In der Tat eignet sie sich für England ganz gut, da sie auf den englischen Sklavenschiffen, auf den britischen Sklavensplantagen und in Meer und Flotte Englands eine übergroße Rolle gespielt hat. Noch heute werden bekanntlich die englischen Matrosen von ihren Vorgesetzten verprügelt, und im Oberhaus konnte diese Gewohnheit noch vor wenigen Wochen von dem Admiral Beresford mit Begeisterung verteidigt werden. Sir John Jellicoe aber wird heute an den Wesen, den ihm die Südafrikaner, nichtsahnend von seiner wirklichen Bedeutung, senden ließen, mit gemischten Gefühlen zurückdenken.

Die literarische Dankbarkeit der Italiener. Das Verhältnis der Alliierten untereinander nimmt immer seltsamere Formen an, und die Forderungen nach Entlastungs-offensiven von der einen und Dankbarkeitsbezeugungen von der anderen Seite entbehren manchmal nicht der Komik eines höchst eigentümlichen Handels. Seit kurzem, so weiß das „Journal des Débats“ zu berichten, ist in Italien das vielfachste Interesse der Gebildeten für die russische Literatur auffallend. Die Buchhandlungen vermögen kaum der Nachfrage nach russischen Romanen und Gedichtbänden zu entsprechen, in den Leihbibliotheken werden vorwiegend Übersetzungen aus dem Russischen verlangt, und auch die Verleger haben mit einem Male entdeckt, daß ihr literarisches Herz in heißer Liebe für das russische Schriftstück schlägt. Wenn man dem „Journal des Débats“ glauben darf, ist man in allen großen italienischen Buchverlagen eifrigst damit beschäftigt, Übersetzungen russischer Werke herzustellen, wobei

die ganze slavische Literatur in Betracht gezogen wird. Woher kommt nun dieses plötzliche Interesse der Italiener für russische Dichter und Denker? Die Erklärung ist ebenso einfach wie naiv. Da die monatelangen Erwartungen der insofern harter Bedrängnis bereits kläglich jammernder Italiener in den Beginn der russischen Offensive des Generals Brussiloff einigermaßen Tröstung fanden, fühlt man sich in Italien verpflichtet, die Hilfe des Bundesgenossen zu erwidern. Wenn die Italiener hierzu kein besseres Mittel wissen, als der russischen Literatur demonstrativ ihre Achtung zu bezeugen, muß man hieraus schließen, daß ihre sonstigen, gegenwärtig sicherlich wichtigeren Hilfsquellen nicht allzu groß sind. Und es ist kaum anzunehmen, daß die Russen die von ihnen in letzter Zeit so massenhaft gebrachten blutigen Opfer dadurch genügend belohnt sehen werden, daß in dem an sich nicht allzu lesefreundigen Italien mehr russische Bücher verbreitet werden als bisher.

Gustav Freytag als ungeduldiger Kranker. (Neues aus dem bisher unveröffentlichten Briefwechsel mit Graf und Gräfin Vaudissin.) Die durch lange Jahre hindurch rege Freundschaft, in der Gustav Freytag dem durch seine Shakespeare- und Molière-Übersetzungen bekannten Grafen Wolf Vaudissin und dessen Gattin, Gräfin Sophie Vaudissin, verbunden war, zeitigte eine sehr umfangreichen Briefwechsel, der bisher erst in einzelnen Auszügen der Öffentlichkeit bekanntgegeben wurde. Eine bis heute noch unbekannte Serie dieser Briefe, die sich über vier Jahrzehnte, nämlich den Zeitraum von 1856—1894, erstreckte, und zwar die Serien 16 Briefen, die vom Anfang 1863 bis zum Sommer 1864 geschrieben wurden, sind der neuesten Veröffentlichung im nächsten Heft der „Grenzboten“ zu entnehmen. Gustav Freytag war in dieser Zeit durch Krankheit sehr häufig an das Bett gefesselt oder zumindest zu unfreiwilligem Zimmerarrest verurteilt, und seine tragi-komischen Äußerungen über diese mehr unangenehmen als gefährlichen Leidensstage zeigen den temperamentvollen Dichter als ungeduldigen Kranken. „Eine meiner gewöhnlichen ruppigen Erkästungen“, schreibt Freytag an die Gräfin Vaudissin, die ihn nach Dresden eingeladen hatte, „hat mich die letzte Woche regiert, und ich habe deshalb nur mit Sehnsucht nach Dresden denken können, ohne den Tag meines Überfalles zu bestimmen.“ Da das Halsleiden aber entgegen der Hoffnung des Dichters sich noch verschlimmerte, machte er in seinem nächsten Brief an die Gräfin seinem Zorn in den folgenden originellen Auslassungen Luft: „Mein Doktor Günther hat mir für morgen wegen vergrößertem Hals die Erlaubnis kräftig verweigert und hat mich auf Anfang nächster Woche vertrölet. . . . Das Zeugnis darf ich mir geben, ich habe die ganze Woche alles Gedankliche getrun, mich für Samstag zurechtzustutzen. Ich habe einen ganzen ausgestalteten Bspf eines unsäglichsten Stoffes selber zerquirlt und als Mandelmilch verschluckt — ein schwächliches Getränk! — habe Stube gesäubert, häufig Zigarrenspitzen abgeschnitten und die armen Teufel wieder in den Kasten gelegt. Ich habe mich in menschlicher Sprache auf das Notwendigste beschränkt und meinen Leuten schwere mrmische Aufgaben gestellt, ich bin wie ein kleiner Junge ins Bett gekrochen, sobald der Nachtwächter das erste Mal blies, es hat alles nichts geholfen, denn warum? es ist eine Trübe.“ Belustigend ist die Charakteristik, die der Dichter über die medizinische Erscheinung einer Trübe gibt: „Ich bitte, ich beschwöre Sie, nur nichts mit diesem Zeug zu tun zu haben. Zähne, Nerven, Magen sind nichts dagegen. Es ist eigensinnig, es ist hartnäckig, es ist heuchlerisch; es geht und kommt, wie im Sohne der Wildnis die Liebe, und wenn es da ist, nützt kein Doktor und keine Salbei, sogar der Höllestein ist ihm wie Punsch. Dick und beharrlich ist sein Charakter, und für die Stimme der Freundschaft und Verehrung ist es durchaus unzugänglich. Mit solchem Gesindel muß man sich rumschlagen. . . .“ Doch auch dieses von Freytag so eingehend beschriebene Schreckensgespenst mußte schließlich seiner kräftigen Natur und seinem Frohnut weichen, und so konnte der gebeilte „ungeduldige Kranke“ endlich der um sein Wohl stets fürsorglich interessierten Gräfin mitteilen: „Der Pinsel, die Malze, der Schowl, die wozu? Stube haben ihre Pflicht redlich getan, und wenn Sie mich überhaupt noch haben wollen, so würde ich Sie und Herrn Grafen um die Erlaubnis bitten, Freitag Mittag . . . eintreffen zu dürfen.“